

## **Glauben – Denken – Beten II: Von Gott sprechen**

Die Theologie ist bei ihrer Rede von einer „Weltzugewandtheit“ Gottes mit der epochalen Erfahrung der „Gottabgewandtheit“ der modernen Welt konfrontiert. Sie hat zu klären, wie mit dem Befund, dass die Welt „etsi deus non daretur“ autonom gedeutet und gestaltet werden kann, die Rede von einem Gottesverhältnis der Welt („Geschöpflichkeit“) in Einklang gebracht werden kann und welche Implikationen die „Geschöpflichkeit“ der Welt für die Bestimmung eines Gott/Welt-Verhältnisses aufweist. In diesem Kontext ist auch zu thematisieren, inwiefern die Berufung auf die „Allmacht“ Gottes statthaft ist, um ein Eingreifen Gottes in innerweltliche Abläufe als denkbar erscheinen zu lassen. Die Bestreitung dieser Möglichkeit leitet über zur Frage: Ist jenseits der Rede vom „Eingreifen“ Gottes in innerweltliche Abläufe ein „Wirken“ Gottes denkbar, auf das sich das Gebet bezieht?

### **I. Gottes Schöpfung – unüberbietbar auf Gott bezogen und restlos von ihm verschieden?**

(1) Nach christlichem Verständnis ist Gott „der eine, wahre und lebendige Schöpfer des Himmels und der Erde, allmächtig, ewig, unermesslich unbegreiflich, unendlich in Erkennen und Wollen und jeder Vollkommenheit. Weil er eine einzige, für sich bestehende, ganz und gar einfache und unveränderliche Geistwirklichkeit ist, ist von ihm auszusagen: Er ist wirklich und wesentlich von der Welt verschieden, in sich und aus sich heraus überaus selig und über alles unaussprechlich erhaben, was außer ihm ist und gedacht werden kann“ (DH 3001).

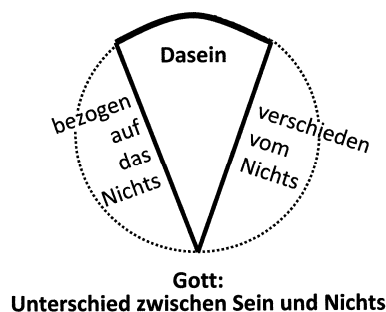
(2) Nur jene Wirklichkeit verdient „in Wahrheit“ Gott genannt zu werden, die nicht zum Bestand des (Inner-)Weltlichen zählt, sondern davon „in Wirklichkeit“ und von ihrem Wesen her verschieden ist. Gott ist kein „etwas“ oder „jemand“, denn dann wäre er nicht von seinem Wesen her verschieden von allem, was ein „etwas“ oder ein „jemand“ ist. Er ist aber auch nicht „nichts“. Vielmehr steht das Wort „Gott“ für den Unterschied zwischen Sein und Nicht-Sein, ohne den nichts wäre. Das Gottsein Gottes besteht aus der Perspektive der „Welt“, d.h. des Geschaffenen darin, den Unterschied zwischen Sein und Nichts zugunsten des Seins zu konstituieren. Als solcher ist er „Schöpfer des Himmels und der Erde“. Dass Gott „Schöpfer von Himmel und Erde“ ist und zugleich „wesenhaft und wirklich“ von seiner Schöpfung verschieden ist, impliziert, dass ein Verhältnis zwischen Gott und Welt ausgesagt werden kann, das einen Unterschied einschließt, der größer nicht gedacht werden kann, so dass es zwischen Schöpfer und Geschöpf keine Ähnlichkeit gibt, die nicht von einer je größeren Unähnlichkeit umgriffen wird. (vgl. DH 806). Von keinem „etwas“ oder „jemand“ kann gesagt werden, dass es/er Gott gleich, ihm ähnlich oder „göttlich“ ist. Und ebenso muss gesagt werden, dass Gott nicht nach Art eines „etwas“ oder „jemand“ gedacht werden darf.

(3) Der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf ist ein daseins-, identitäts- und freiheitskonstitutiver Unterschied. Denn nur wegen seiner restlosen Verschiedenheit von al-

lem, was ein „etwas“ oder „jemand“ ist, kann Gott den Grund dafür konstituieren, dass überhaupt etwas oder jemand ist - und nicht vielmehr nichts.

(3) Vor diesem Hintergrund kann in theologischer Perspektive die Grundsituation der Welt in ihrer „Autonomie“ gewürdigt werden, d.h. als von Gott in ihre Freiheit, ihr Selbstsein und ihrem Sich-zu-eigen-Sein überantwortet. Dies impliziert, dass alles, was *in* der Welt geschieht, jeweils für sich auch ohne Gott („etsi deus non daretur“) erklärt und begriffen werden kann. Dies gilt in erkenntnistheoretischer Hinsicht nicht weniger als in lebenspraktischer Hinsicht. Was sich zu eigen ist, frei und mit sich identisch existiert, ist in seiner Freiheit und Autonomie von keiner anderen Größe abhängig. Zugleich aber muss festgehalten werden: Wenn es einen Grund für den Unterschied von Sein alles und Nichts gibt, muss er zwar von allem, was ist, verschieden sein, aber zugleich muss alles, was ist, hinsichtlich des Umstands, dass es ist, auf diesen Grund bezogen sein. Es wäre ja nicht, wenn es nicht den Unterschied zwischen Sein und Nichts gäbe. Darum kann auch gesagt werden: Unüberbietbares Verwiesensein auf Gott und unverkürzte Freiheit gegenüber Gott wachsen im gleichen und nicht in umgekehrten Maße.

(4) Für das Bezogensein der Welt auf eine daseinsermöglichende Wirklichkeit, die von ihr wesenhaft verschieden ist (da ja Gott kein „etwas“ oder „jemand“ und nicht „nichts“ ist), steht der Begriff der „Geschöpflichkeit“. Dieser Begriff bezeichnet ein Verhältnis, das ein unüberbietbares Verwiesensein der Welt auf Gott bei gleichzeitiger restloser Verschiedenheit der Welt von Gott meint. Zwischen beiden Größen besteht darum auch keine Interdependenz, keine wechselseitige Bedingung oder Beeinflussung, keine Wechselwirkung. Dass die Welt ist und nicht nicht ist, verweist zwar ganz und gar auf die daseinsbegründende Unterscheidung zwischen Sein und Nichtsein („Schöpfung“), aber Gottes Gottsein ist in seinem Selbstverhältnis davon ganz und gar unabhängig. „Geschöpflichkeit“ bezeichnet ein einseitiges, kein wechselseitiges Verwiesen- und Angewiesensein. Das Verwiesensein der Welt auf Gott bzw. die Abhängigkeit der Welt von Gott im Modus der „Geschöpflichkeit“ ist nicht steigerbar. Wenn sie ganz und gar, stets und ausnahmslos auf ihren Daseinsgrund verwiesen ist, ist dieses Verwiesen- und Angewiesensein nicht mehr überbietbar. Allem, was ist, kann nichts Besseres geschehen, als derart frei und sich zu eigen zu sein, und man kann nicht mehr für jemanden tun, als derart Dasein, Freiheit und Identität zu ermöglichen. Zur Welt in eben diesem Verhältnis der Anerkennung von Dasein, Identität und Freiheit zu stehen, macht auch die Menschenzugewandtheit Gottes aus.



## II. Geschöpflichkeit der Welt - „Allmacht“ Gottes

(5) Die Entdeckung der Restlosigkeit und Einseitigkeit des Bezogenseins der Welt auf Gott stellt eine problemerzeugende Problemlösung für das Reden von Gott in der Moderne dar. Sie ist *problemlösend*, weil der darin implizierte Gottesbegriff die Möglichkeit eröffnet,

Gott mit einer Welt zusammen zu denken, die ohne Gott gedacht werden will und kann. Sie ist *problemerzeugend*, weil sie jedes weitere Reden von einer unmittelbaren Erfahrung Gottes in der Welt, von einem besonderen Eingreifen Gottes in die Welt höchst fraglich erscheinen lässt. Die Annahme solcher Ereignisse in der Welt erscheint aufgrund der Einseitigkeit, Restlosigkeit und Unüberbietbarkeit ihres Bezogenseins auf Gott höchst problematisch. Wenn alles, was (in der Welt bzw. welthaft) ist, ganz und gar ganz und gar auf die Größe verweist, welche die daseinsbegründende Unterscheidung zwischen Sein und Nichtsein konstituiert, wie kann es daneben oder darüber hinaus noch etwas geben, das einen „höheren“ Verweischarakter trägt oder in höherem Maße auf seinen Seinsgrund bezogen ist? Dies müsste der Fall sein, wenn Gott – wie auch immer das zu denken sein mag – in den Lauf der Welt eingreift.

(6) Der Hinweis auf Gottes „Allmacht“ als vermeintlich unproblematische Voraussetzung seines Handelns in der Welt (das logische Denkgesetze ebenso wie Naturgesetze aushebelt) dementiert seine eigene Erkenntnisgrundlage und erweist sich als widersprüchlich, sobald man daran erinnert, was die Kategorie „Allmacht“ schöpfungstheologisch meint: Gottes Allmacht besteht darin, dass er den Unterschied von Sein und Nichts zugunsten des Daseins konstituiert. Allmächtig ist, wer den Unterschied von Sein und Nichts zugunsten des Seins und der Freiheit des Seienden konstituieren kann – es gibt keine größere Macht und keinen größeren Unterschied! Darum ist diese Macht auch nicht steigerbar oder überbietbar. Zugleich ist sie nicht abgestuft wirksam. Alles, was ist, ist zu jeder Zeit darauf angewiesen, dass der Unterschied von Sein und Nichts zugunsten des Daseins aufrecht erhalten wird. Zu jeder Zeit gilt, dass Gott der ist, ohne den nichts ist, ohne dass Gott selbst derart ist wie dasjenige, das ohne ihn nicht sein kann.

(7) Der Begriff der Allmacht Gottes ist stets in Relation zum Begriff der Geschöpflichkeit zu denken. „Geschöpflichkeit“ meint die Konstitution eines Verhältnisses von Welt und Gott, bei dem die Welt restlos auf Gott bezogen ist in restloser Verschiedenheit von ihm. Diese Beziehungsstruktur ist für die Welt daseins-, freiheits- und identitätskonstitutiv, d.h. wird diese Struktur aufgebrochen bzw. aufgehoben, wird auch die Grundsituation der Welt aufgehoben. Demnach würde - zum Zwecke eines „Eingreifens“ Gottes in innerweltliche Abläufe - ein Eingriff in diese Struktur, die man einem „allmächtigen“ Gott nicht bestreiten möchte, das aufheben müssen, was für die Welt daseins-, identitäts- und freiheitskonstitutiv ist. Ein solches Allmachts- und Wunderverständnis ist widersprüchlich. Wenn der wohlthuende Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf daseins-, identitäts- und freiheitskonstitutiv ist, markiert er zugleich die Sinnstruktur der Schöpfung. Wenn es bei einem „Wunder“ darum geht, dass die Sinnstruktur der Welt offenbar wird, wäre es widersinnig, wenn das Wunder auf Umstände angewiesen wäre, unter denen diese Sinnstruktur mitsamt der restlosen Verschiedenheit von Schöpfer und Geschöpf aufgehoben würde.

### **III. Gottes Ineinsfall von Sein und Handeln**

(8) Der wohlthuende Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf impliziert, dass nicht unterschiedslos Beziehungen und Unterschiede, die im Geschöpflichen auszumachen, auf Gott übertragen werden dürfen. Vermutlich steht der Verstoß gegen diese Regel auch hinter den Problemen, die im Zusammenhang mit der gängigen Unterscheidung zwischen dem „Sein“ Gottes und seinem Handeln auftreten. In unserer Erfahrungswelt ist es möglich, Existenz und Handeln zu trennen. Ein Mensch kann anwesend und zugleich untätig sein. Er kann sein Tun unterbrechen, ohne aufzuhören da zu sein. Anders verhält es sich, wenn man nicht zwischen Handeln und Sein unterscheiden darf. In der Welt der Dinge ist ein

Magnet bereits wirksam durch sein bloßes Dasein; seine Wirkkraft tritt nicht zu seinem Dasein nachträglich hinzu. In der Sphäre der Gefühle gibt es Wut allein in der Weise des Wütendseins. Wo jemand aus Wut etwas tut, wird sie nicht durch nachfolgende Handlungen überboten oder gesteigert. Vielmehr offenbart sich darin seine Wut.

(9) Gottes Sein „ist“ bereits sein Wirken (und umgekehrt). Wenn von Gott gesagt wird, dass er Liebe ist (1 Joh 4,8) und der Mensch in und aus dieser Liebe lebt, dann besteht hier ein Ineinsfall von Sein und Handeln. Unter dieser Rücksicht müssen alle Eigenschaften Gottes (Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit) von den Eigenschaften der Liebe her bestimmt werden und nicht umgekehrt. Der „Macht der Liebe“ fehlt alles Zwingende, Nötigende und Herrschaftsförmige.

(10) Der Ineinsfall von Sein und Handeln kann in einer Phänomenologie des „Gebens“ rekonstruiert werden, die mit der Frage einsetzt: Warum „gibt“ es etwas und nicht vielmehr nichts? Das Wort „Gott“ steht hierbei für jenen Unterschied zwischen Sein und Nichts, ohne den es nichts gibt, d.h. auch das Geben nicht gibt. Es „gibt“ Gott, insoweit er sich im Geben als dessen Geber gibt. Gottes Sein ist Geben. Das Verhältnis des Gebers zum Geben kommt sodann im Verhältnis der Gabe zum Geben zum Ausdruck, da sich in der Gabe das Geben manifestiert. Die Gabe aber ist nicht identisch mit dem Geben, sondern Ereignis und Ausdruck seines freien Gegebenseins. Das Geben gibt es seinerseits nur, indem es sich als Gegebensein erweist und dieses Gegebensein in die Gabe als das sich selbst gegebene Geben übersetzt. Der Gabe ist ihr Gegebensein ebenso gegeben wie dem Geben, so dass im Verhältnis der Gabe zum Gegebensein das Verhältnis des Gebens zum Geber real präsent ist (→ freie Zuwendung). Wenn der Sinn von Sein freies Geben ist, besteht zwischen dem Woher und Woraufhin des Gebens ein Freiheitsverhältnis. Der Sinn der Gabe erfüllt sich darin, dass sie frei angenommen wird; der Sinn des Gebens erfüllt sich in der Hingabe an andere Freiheit (und nicht im Sichverausgaben). Wer „etwas“ gibt, muss es frei geben und die Freiheit mitgeben, es frei anzunehmen

(11) Es ist müßig, auf Taten Gottes zu warten, die über das hinausgehen, wie er seit Anbeginn der Welt den Menschen zugewandt ist. Gott hat den Unterschied von Sein und Nichts, von Leben und Tod bleibend zugunsten des Lebens entschieden. Dies macht die Weltzugewandtheit Gottes aus. Er hat sich für den Menschen entschieden. Er verfügt über keine andere und größere Macht als über die Kraft dieser entschiedenen Zuwendung. Sie bewahrt den Menschen nicht davor, sich in diesem Leben letztlich den Tod holen zu müssen. Sie erweist ihre Stärke nicht darin, dass sie dem Menschen ein neues Leben bringt, das erneut den Tod vor Augen hat. Wer auf wundersame Weise ins Leben zurückkehrt, nachdem er bereits dem Tod ins Auge geblickt hat, kommt zurück in ein Leben, auf das am Ende erneut der Tod wartet. Solche „Wunder“ ändern nichts am tödlichen Widerstreit von Leben und Tod. Dieser Widerstreit geht *im Leben* immer zugunsten des Todes aus. Das Schöpfungsversprechen Gottes zielt darauf, dass sich der Tod „totlaufen“ wird, wenn Gott *im Tod* den Widerstreit von Leben und Tod zugunsten des Lebens entscheidet. Mit diesem Versprechen ist Gott beim Menschen im Wort. Dass er sein Wort hält und erfüllt, ist Grund für die Hoffnung auf ein Leben, das den Tod definitiv hinter sich hat. Leben und Tod nimmt der Glaubende in einer doppelten Gewissheit an: dass der Mensch im Leben dem Tod nicht ausweichen kann und dass der Tod letztlich nichts Gott entgegengesetzen kann.

Literatur: H.-J. Höhn, Gott – Offenbarung – Heilswege. Fundamentaltheologie, Würzburg 2011; Ders., Der fremde Gott. Glaube in postsäkularer Kultur, Würzburg 2008